

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 19 (1929)
Heft: 52

Rubrik: ds Chlapperläubli

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



ds Schlapperläubli

Erscheint alle 14 Tage. Beiträge werden vom Verlag der „Bernner Woche“, Henengasse 9, entgegengenommen.

Zwischen den Zeiten.

Im Schlapperläubli schlappert's
Und plappert's nur ganz leis,
Als wären lauter Englein
Im Schlapperläubli freie.
Es herrscht noch Weihnachtsstimmung
Und's schwebt noch in der Luft,
Ein feiner Christbaumkerzchen
Und Tannennadelnduft.

Im Schlapperläubli schlappert's
Und plappert's friedlich sehr,
Als gäb' es nichts zu sticheln
Und zu beschlappern mehr.
Als gäb' es nichts zu tadeln
Rings um die Lauben 'rum,
Als flög' der Weihnachtsengel
Noch immer rings herum.

Im Schlapperläubli schlappert's
Und plappert's furchtbar lieb,
Das Schlapperchängli drückt sich
Beiseite wie ein Dieb.
Es läßt kein Zischen hören,
Es rührt kein Bänglein nicht,
Es ringelt sich zusammen,
Damit es ja nicht — sticht.

Im Schlapperläubli ist es
Ganz heimelig und still,
Vom Schlängenneste ward es
Zum Laubenschlagidyll.
Selbst 's Schlapperchängli fühlst sich
Nun engelreich sogar:
Wünscht allen Schlapperläublern
Ein — „Glücklich neues Jahr!“

Schlapperchängli.

Vom Alter.

Wie mängisch ghört me doch Eltere zu ihre
Chinder, we si im jugendliche Uebermuet e dñ
über d'Schlinge schla, sage: „Wartet nime,
bis der einisch elter syt, dir wärdet de no
erfahre, was läbe heist.“

I frage mi, ich das nid scho e dütlige
Bewys derfür, daß ds Alter allerhand Schwärs
und Unagnähns bringt, öppis, wo ds Gäge-
teil ich vo däm, was me under „schön ha“,
„lustig und glüchlich sy“ versteht?

We me jung isch, macht me sich us selige
Schprüch gewöhnlich nid vil drus, mi dänkt
höchstens, brichtet dir nime so lang der weit,
und läßt fröhlich wyter i Tag yne. Us ganz
natürliche Gründe! Scho der groß Philosoph
Schopenhauer het i syne „Aphorismen zur Le-
bensweisheit“ dargleit, daß me i der Jugend,
wenn's bärge gongi, voll Heiterkeit und Lābes-
lust syt, will me der Tod, dā am Fuch vo der
andere Syte vom Bārg wartet, nid mög er-
kenne, wenn aber einisch der Gipfel überschritte
wärdi, syt ou der Tod sichtbar. D'Lābeskraft
göng abwärts, der Lābesmuet sinkt, use ju-
gendliche Uebermuet folgi e trübe Aernsch.

I der Chindheit dänkt me, wie gseit, natür-
lich nid a derartigi Sache. Aber scho bim
Nritt i ds eytere Alter fah, wie der Scho-
penhauer träffend bemerkt, Divergāz a und
wid mit de Jahre immer größer.

Der Schopenhauer het Rācht. I ha sälber
ou scho i früede Jahre us verschiedene Gschprüch
und Rede vo Erwāshene e Ahnung gschöpf.
daß ds Alter allerhand Veränderunge, vil
Schmārgē und Leid mit sich bringi. Und nid
vergābe ha-ni dennzumal i mym Tagebuch, das
ieh no wohlverwahrt mit allerhand Grümpel
i-ne-re Chischte uf em Eschtrig lyt, myne Ge-
dānte mit de Worte Usdrud gāh: „O Gott,
Schidjal des Lebens, laß' mich nie alt werden!“

Dermit ha-ni nid nime a ds körperliche alt
wārdē dāntt, i ha wölle sāge, ds Schidjal
möcht' mir myni Trūm und Ideal vo der
Juged nid wāgnāh und zerstöre.

Sithār isch mängs, mängs Jahr verby gange,
ds Alter isch einewāg cho und mānge schöne
Jugendtroum, mängs herrlichs Ideal ufem Lā-
beswāg verlore gange. Aber nid nime das!
Du allerhand lyblich Beschwārdē hei sich mit
der Zyt als unzertrennlich Kamerade ngstiehl
und mi zwunge, uf die und jeni Freud z'ver-
sichte.

Mit de vierzger Jahre ma der Mōsch tat-
sächlich scho gschpüre, daß er nimm i der Blüte-
zyt vom Lābe schteit. Er het gewöhnlich scho
da und dert Gebrāstē und ou der Charakter
fah sich langsam a ändere. Und isch me ersht
bim füzigschte Lābesjahr aglangt, so fah't
scho bedāntlich asa böse. Us lābesfrohe, guet-
muetige Jünglinge wārdē mängisch rōubouzig,
hässigi Manne, us fründliche, liebenswürdigē
Töchterli bössi, giftigi Froue. Die verehrte Lā-
serinne und Lāser vo der Bärnerwuche natür-
lich usgno! Die schönste Jugendfründschafte
löse sich uf, mi versteit enand nimmē, die
beschte Kamerade wārdē zu Gāgner und Finde
und alles nime wāge dām leidige Alter. Der
Lābesmuet sinkt, d'Vegeisterung gheit abe
wo me früherer ghoffet het, fah't me a zwysle
und mi mueß em Schopenhauer wiederum Rācht
gāh, wenn er seit: D'Juged syt d'Sehnucht
nach em Glüd, ds Alter e schtet Besorgnis
vor em Unglüd!“

Scho i de eltischte Zyte het me sich an-
schnend Gedānte gmacht über ds Alter. Mim-
nermos, e griechische Lyriker us Kolophon, 630
vor Chr., het scho dennzumal i-me-ne Gedicht
„Das Loos des Alters“ syne Chlage Usdrud
gā, wie trurig es syt, daß d'Juged, d'Liebi,
die Blüete der Chraft so rasch verwelt, die
Gebrāde vom Alter der Ma, sälbt der schönst
entschelli. Er spricht vo der Sehnucht, die
raschlos am Gmuet zehri, so daß sogar Helios
Strahl ds Hārz nimm mög erfreue. Das Ge-
dicht schließt mit de Wort: „So viel Schweres
verhāngt über das Alter ein Gott.“

Wesi hüti Zyt dāntt im Grund gno glich.
Warum fūch de alli die heiße Beschrābunge
müglisch lang jung z'bybe? Warum all'
die künstliche Mittel sich jung und schön z'er-
halte? Warum das pubere, schminke, salbe,
Haar färbe, die kurze Röck, die Bubichöpf usw.
bi de Dame? ... Die glattrasierte Gsidter,
die bunte, brüelige Cravatte bi de Herre?
Und der Schport i all' syne Arte, das bade
und turne und tanze, het das nid alles zum
Vendwād jung z'bybe oder doch wenigstens
jung z'shyne. Und die verschiedene Vereini-
gunge, Masdasnan, Christlich Wissechaft usw.
geist ihres Zil nid derthi, gund und jung
z'erhalte? Vom Profāsser Steinach gar nid
z'rebe. Dā schtudiert, wie me weiß, scho sit
langem dran ume, wie me e müede, schwache
gebrāchliche Greis i-ne frische, lābeslustige,
glunde Jüngling chōnti verwandte. Der Er-
folg isch zur Zyt no nid großartig, aber
was nid isch cha no wārdē!

Ja, es sy scho Schtimme lut worde, die
behauptē, es bestōdi überhaupt kei Grund
derfür, daß der Mōsch einisch müeh schtärbe,
es syt geradēzū e Unfug, so öppis z'dānte.
Es ewigs Lābe, e ewigi Jugend! Wahrschaffig,
es großes Zil! Vorläufig aber e Utopie.
Mi list wenigstens no all Tag vo Lüt, junge
und alte, die gschtorbe syge und es git hüt
no Mōnsche, die ungeheiß us dām irdisch Dāh
verschwinde. Ueberall ghört me no chlage über
die Beschwārdē vom Alter und mi cha hie und
da

Doch nei, da drüber wei mer nimmē wyters
brichte, mir vo der eltere und alte Garde
wārdē dā Umschwung chum meh erlābe, die
Junge solle de sälber luege wie si dermit
fertig wārdē. Mir wei lieber mit em Trost
vorlieb nāh, dā der Schopenhauer us git, wenn
er seit, daß das Schwinde vo de Chraft im
zunehmende Alter allerdings sehr trurig syt
aber notwendig, ja wohltätig, will süch der
Tod ein chōnti z'schwär wārdē. Im übrige
soll jede mache was er für guet findet, um
sich müglisch lang gund und jung z'erhalte.
Alt wārdē isch z'letschtemān, we me z'Lābe
het, tei bünders Verdienst, aber sich gāng
jung fūhle, das isch e Kunst, das Zil, das
me hützutag mit allne Mittel sött sueche z'er-
reiche.

Sch p a h.

Anekdote.

Die Sturmglode.

Goethe war bekanntlich ein großer Anek-
dotenfreund, und wenn er, ein glänzender Er-
zähler, einmal in Stimmung war, riß der Fa-
den bei ihm so leicht nicht ab. Besonders in
seinen Unterhaltungen mit dem jungen natur-
wissenschaftlichen Hausfreund Frédéric Soret,
die soeben von Prof. Dr. H. S. Houben
im Verlag Brockhaus zum erstenmal in einer
goethewürdigen Uebersetzung nebst einer staunenswerten Fülle bisher unbekannter Briefe und
hochinteressanter Denkwürdigkeiten aus dem Wei-
marer Milieu herausgegeben werden, zeigte er
sich von dieser lebenswürdigsten Seite. Soret,
in Genf daheim, Franzose von Geblüt, stand
ihm in der Kunst des Anekdotenerzählens nicht
nach, und da er Goethes Vorliebe kannte, sind
seine geistreichen Briefe an den Dichter, die in
dem Houbenschen Buche „Frédéric Soret;
Zehn Jahre bei Goethe“ zum erstenmal
übersetzt erschienen, gepickt mit allerhand Schmr-
ren und mehr oder weniger anzüglichen Ge-
schichtchen. In Weimar wurde damals wader
das Tanzbein geschwungen, denn Bälle und
Maskeraden waren, neben dem Theater, das
einzige gesellschaftliche Vergnügen, und ein Ge-
ner des Tanzes hätte in der thüringischen Resi-
denz rein verweigeln müssen. Von solch einem
abgesagten Feind des Tanzes in seiner Schweizer
Heimat erzählte Soret dem Dichter einmal
folgendes hübschen Einfall:

„Vor einigen Tagen wurde in Monrozier
einem kleinen Savoyardendorf bei Genf, eine
Hochzeit gefeiert. Der Pfarrer ist ein erklärter
Feind des Tanzes und meint, man solle die
Zeit besser zum Beten verwenden; die Bauern
wissen das, verschaffen sich aber doch Musik-
instrumente, versammeln sich in einem Saal,
schließen die Tür sorgfältig hinter sich zu, und
der Tanz beginnt. Der Pfarrer kommt atemlos
angerannt und will hinein, die Tür ist ver-
schlossen, er klopft immer stärker, ruft immer
lauter; aber wie soll er sich vernehmenläßig ma-
chen? Die Musik macht einen Heidenlärm, die
eisenbeschlagenen Schuhe der Tänzer stampfen
den Boden, Gelächter, Stimmengewirr, Gesang
usw. Die Stimme des Pfarrers dringt nicht
durch, oder richtiger: die Tänzer stellen sich
taub. Aber ein pflichteifriger Pfarrer darf
nicht den kürzeren ziehen; er läuft zur Kirche
und läßt — die Sturmglode läuten. Nun
kommt alles in Bewegung, man denkt schon,
das Dorf stehe in Flammen, jeder rennt vom
Tanzboden fort, um Haus und Hof zu retten,
die Bauern aus den Nachbardörfern eilen zu
Hilfe. Der Ball ist aus, der Pfarrer hat
gestiegt.“

-h-

